



# Leseprobe

Kevin Wilson

## Hier gibt's nix zu sehen Roman

---

»Ich kann nicht glauben, wie gut dieses Buch ist. Die schrägen Charaktere und unglaublich witzige Sätze überraschen immer wieder, man kann kaum aufhören zu lachen.« *New York Times Book Review*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 288

Erscheinungstermin: 11. Januar 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Besondere Autor\*innen, besondere Geschichten: btb SELECTION – Ausgezeichnet. Ungewöhnlich. Erstklassig.**

Lillian und Madison waren ungleiche und doch unzertrennliche Freundinnen im Elite-Internat Iron Mountain – bis Lillian nach einem Skandal unerwartet die Schule verlassen musste. Seitdem haben sie kaum voneinander gehört. Doch jetzt braucht Madison Hilfe: Ihre Zwillingstiefkinder sollen bei der Familie einziehen, und Madison möchte, dass Lillian sich um die beiden kümmert. Der Haken: Die Kinder gehen spontan in Flammen auf, wenn sie aufgeregt sind. Im Laufe eines schwülen, anstrengenden Sommers lernen Lillian und die Zwillinge, einander zu vertrauen – und cool zu bleiben. Überrascht von den eigenen intensiven Gefühlen und ihrem erwachenden Beschützerinstinkt bemerkt Lillian, dass sie die seltsamen Kinder genauso dringend braucht, wie diese sie brauchen.

Mit scharfzüngigem Witz, viel Herz und bestechender Zartheit erzählt Kevin Wilson eine höchst ungewöhnliche Geschichte über elterliche Liebe und Kinder mit bemerkenswerten Fähigkeiten.



**Autor**

**Kevin Wilson**

---

Kevin Wilson begann mit dem Schreiben, weil er einsam war und glaubte, sobald er gute Geschichten schrieb, würde er unwiderstehlich werden. Heute lebt er mit seiner Frau Leigh Anne Couch und ihrem gemeinsamen Sohn Griff in Tennessee, wo Wilson geboren und aufgewachsen ist. Er unterrichtet

KEVIN WILSON

HIER GIBT'S  
NIX ZU SEHEN

Roman

Aus dem Englischen  
von Xenia Osthelder

btb

Für Ann Patchett und Julie Barer

Weitere Titel von Kevin Wilson

Die gesammelten Peinlichkeiten unserer Eltern in der Reihenfolge ihrer Erstaufführung

Das Große-Schwestern-Handbuch

Das Beste, was Izzy Poole passieren konnte

**EINS** Im Frühjahr 1995, wenige Wochen nach meinem achtundzwanzigsten Geburtstag, erhielt ich eine Nachricht von meiner Freundin Madison Roberts. Für mich war sie damals eigentlich immer noch Madison Billings. Vier- oder fünfmal im Jahr schrieb sie mir, wie es ihr ging, schickte mir Briefe, die sich lasen, als kämen sie vom Mond. Ihren Lifestyle findet man gewöhnlich nur in Zeitschriften. Sie war mit einem Senator verheiratet, der älter war als sie, und sie hatte mit ihm einen kleinen Sohn, den sie in Matrosenanzüge steckte, in denen er wie ein kostspieliger, lebendiger Teddybär aussah. Ich hatte damals zwei Jobs, jeweils als Kassiererin bei konkurrierenden Lebensmittelketten, rauchte Gras und hauste bei meiner Mutter auf dem Dachboden. Aus meinem Kinderzimmer hatte sie einen Fitnessraum gemacht, kaum dass ich achtzehn geworden war. Ein riesiger Crosstrainer stand dort, wo ich meine unglückliche Kindheit verbracht hatte. Von Zeit zu Zeit ging ich mit einem Jungen, der mir nicht das Wasser reichen konnte, sich das aber einbildete. Man kann sich vorstellen, dass Madisons Briefe an mich hundertmal interessanter waren als meine an sie, aber sie ließ unseren Kontakt nicht abreißen. Jene Nachricht im Frühling unterbrach den vorhersehbaren Rhythmus unserer Korrespondenz. Stutzig hat mich das jedoch nicht gemacht. Madison und ich schrieben

uns übrigens nur auf Papier. Ich besaß noch nicht einmal ihre Telefonnummer.

Während meiner Pause im Save-a-Lot hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, ihren Brief zu lesen. Sie forderte mich auf, zu ihr nach Franklin, Tennessee, zu kommen. Sie hatte einen interessanten Job für mich. Fünfzig Dollar für das Busticket waren beigefügt. Sie wusste, dass mein Auto Entfernungen von über fünfundzwanzig Kilometer nicht mehr schaffte. Um was es sich genau handelte, verriet sie nicht, aber es konnte kaum schlimmer sein, als sich mit den Lebensmittelmarken des Hilfsprogramms für Bedürftige herumzuschlagen oder die verdammte Waage zu überreden, gammelige Äpfel richtig zu wiegen. In den letzten fünf Minuten meiner Pause fragte ich also meinen Chef Derek, ob ich ein paar Tage freihaben kann. Dass er ablehnen würde, war mir klar, aber sauer war ich darüber nicht. Ich war weit davon entfernt, eine gewissenhafte Arbeitskraft zu sein. Es war schwierig, zwei Jobs gleichzeitig zu haben, weil ich meine Chefs zu unterschiedlichen Zeiten enttäuschte und manchmal den Überblick verlor, in welchem Laden ich gerade besonders viel verbockt hatte. Meine Gedanken wanderten zu Madison, der wohl schönsten Frau, die mir jemals im Leben begegnet war. Sie war unheimlich intelligent und sah in allen Lebenslagen immer die Chancen. Wenn sie einen Job für mich hatte, würde ich ihn annehmen. Den Dachboden bei meiner Mutter würde ich aufgeben und mein ganzes Leben komplett entsorgen. Wenn ich ehrlich war, viel würde mir nicht fehlen.

Eine Woche nachdem ich Madison meinen Ankunftsstermin geschrieben hatte, wartete ein Mann im Busbahnhof von Nashville. Er hatte eine Sonnenbrille auf der Nase und trug

ein Polohemd. Mein erster Eindruck war, dass er eine besondere Schwäche für Armbanduhren hatte.

»Lilian Breaker?« Ich nickte. »Mrs. Roberts hat mich beauftragt, Sie abzuholen. Ich heiße Carl.«

»Sind Sie der Fahrer?«, fragte ich. Mich plagte die Neugier. Zu gern hätte ich gewusst, wie reiche Leute wirklich leben. Im Fernsehen hatten sie zum Beispiel alle einen Chauffeur, aber das hielt ich für ein Fantasieprodukt Hollywoods, ohne Entsprechung in der realen Welt.

»Nicht nur. Ich bin gewissermaßen für alles zuständig. Ich helfe Senator Roberts und, wenn erforderlich, auch Mrs. Roberts.«

»Haben Sie eine Ahnung, was ich hier soll?« Ich wusste, wie Bullen redeten, und in meinen Ohren klang Carl wie einer. Da sich meine Begeisterung für Ordnungshüter in Grenzen hielt, wollte ich ihm auf den Zahn fühlen.

»Ich habe eine Vermutung, aber Mrs. Roberts wird selbst mit Ihnen sprechen. Ich gehe davon aus, dass es ihr lieber ist, wenn ich ihr nicht vorgreife.«

»Was für ein Auto fahren Sie? Gehört es Ihnen?«

Nach den Stunden im Bus mit Menschen, die nur trocken gehustet oder merkwürdig geschnüffelt hatten, wollte ich hören, wie meine Stimme im Freien klang.

»Ich fahre einen MX-5 Miata. Er gehört mir. Sind Sie bereit, Ma'am? Kann ich Ihr Gepäck zum Auto bringen?« Carl war eindeutig auf dem Sprung und wollte seinen Auftrag möglichst schnell hinter sich bringen. Er hatte den Polizistentick, Ungeduld mit äußerster Höflichkeit zu tarnen.

»Ich habe kein Gepäck.«

»Wenn Sie mir nun folgen wollen, bringe ich Sie unverzüglich zu Mrs. Roberts.«

Bei seinem Miata angekommen, einer echt heißen Kiste,



fast zu klein für die Straße, fragte ich, ob wir ohne Verdeck fahren könnten, aber er meinte, das sei keine gute Idee. Seine Weigerung schien ihm peinlich zu sein, oder vielleicht machte es ihn verlegen, dass ich den Wunsch geäußert hatte. Ich konnte Carl schlecht einordnen, also machte ich es mir im Auto bequem und ließ die Landschaft an mir vorüberziehen.

»Mrs. Roberts sagte mir, Sie seien ihre älteste Freundin«, kam es von Carl, der Konversation machen wollte.

»Das könnte hinkommen«, erwiderte ich. »Wir kennen uns schon eine Weile.«

Ich verkniff mir die Bemerkung, dass Madison vermutlich außer mir keine Freundinnen hatte. Ich kreidete es ihr nicht an. Schließlich hatte ich auch keine. Ich verschwieg ebenfalls, dass ich mich fragte, ob wir überhaupt Freundinnen waren. Was wir einander bedeuteten, war seltsamer. Aber das eignete sich nicht für Carls Ohren, deshalb setzten wir die Fahrt schweigend fort. Aus dem Radio kam sanfte Musik. Bei mir weckte sie den Wunsch, in heißem Badewasser unterzutauchen und davon zu träumen, alle, die ich kannte, umzubringen.

Kennengelernt hatte ich Madison auf einer piekfeinen Mädchenschule, die versteckt auf einem Berg am Ende der Welt lag. Vor hundert Jahren oder vielleicht noch früher waren Männer, die es in dieser Einöde zu Geld gebracht hatten, zu der Erkenntnis gelangt, dass sie eine Schule brauchten, auf der ihre Töchter für die Ehe mit einem reichen Mann vorbereitet wurden, damit sie die gesellschaftliche Leiter hinaufklettern konnten, bis sich niemand mehr an die Zeit erinnerte, als sie noch nicht vorbildlich waren. Man holte sich einen Briten nach Tennessee, und er führte die

Schule, als seien die wohlhabenden Töchter Prinzessinnen. Bald schickten wiederum andere reiche Männer aus unfruchtbaren Gegenden ihre Töchter zu ihm. Nachdem sich das oft genug wiederholt hatte, hörten finanzkräftige Leute in richtigen Städten wie New York und Chicago von dieser Schule und begannen, ihre Töchter dort anzumelden. Eine Schule, die so ein Glück hat, kann sich jahrhundertlang auf ihren Lorbeeren ausruhen.

In dem Tal, das zu diesem Berg gehörte, bin ich aufgewachsen, gerade arm genug, um mir vorstellen zu können, von dort abzuhausen. Ich wohnte bei meiner Mutter und ihren ständig wechselnden Verehrern. Mein Vater war entweder tot oder hatte sich aus dem Staub gemacht. Meine Mutter äußerte sich nur vage über ihn, ein Foto von ihm gab es nicht. Als hätte sie ein griechischer Gott in Hengstgestalt geschwängert, bevor er zurück zu seinem Wohnsitz auf dem Olymp galoppiert war. Wahrscheinlicher ist, dass mein Vater nur ein Widerling war, der in einem der feinen Häuser wohnte, wo meine Mutter putzte. Vielleicht ein Stadtrat, den ich mein ganzes Leben gesehen hatte, ohne zu ahnen, wer sich in Wirklichkeit hinter ihm verbarg. Meine Lieblingsfantasie war jedoch, dass mein Vater mich nicht aus meinem Unglück herausholte, weil er nicht mehr lebte.

Die Iron Mountain Girls Preparatory School vergab alljährlich ein oder zwei Unterrichtsstipendien an vielversprechende Mädchen aus dem Tal. Ich war damals verdammt vielversprechend, auch wenn das heute kaum zu glauben ist. In meiner Kindheit hatte ich die Zähne zusammengebissen und war mit dem Kopf durch die Wand, nur damit ich einsame Spitze war. Mit drei Jahren brachte ich mir das Lesen bei, indem ich das, was aus dem kleinen

Lautsprecher kam, mit den Wörtern im Bilderbuch verglich. Ich war acht, da machte mich meine Mutter zur Verwalterin unserer Finanzen. Das Bargeld in den Briefumschlägen, mit denen sie abends heimkam, bildete die Grundlage meines Budgets. Von der Schule brachte ich nur Einser nach Hause, anfangs aus dem instinktiven Wunsch heraus, die Beste zu sein, als ahnte ich, was in mir steckte, und müsste meine Grenzen testen. Kaum hatten die Lehrer jedoch durchblicken lassen, dass es ein Stipendium für Iron Mountain gab, konzentrierte ich meine Anstrengungen darauf. Ich hatte natürlich keine Ahnung, dass diese Schule nur eine Art Abzeichen war, das reichen Mädchen auf ihrem Weg in eine vorbestimmte Zukunft angeheftet wurde. In meiner Fantasie war Iron Mountain eine Arena für Amazonen. Bei Recht Schreibwettbewerben brachte ich nun meine Klasse zum Heulen. Ich schrieb ganze wissenschaftliche Arbeiten einfach ab, streute ein paar schwache Stellen ein und sicherte mir so einen Preis bei den Bezirksmeisterschaften. Ich lernte Gedichte der Harlem Renaissance auswendig und trug sie linkisch den Freunden meiner Mutter vor, die mich fortan für einen bösen Geist hielten, der in Zungen redete. Weil es kein Basketball-Mädchenteam gab, spielte ich als Point Guard in der Elitemannschaft der Jungen. Die Einwohner meiner Stadt betrachteten mich mit Wohlwollen, ob sie arm waren oder zur Mittelschicht, insbesondere zur oberen Mittelschicht, gehörten, als fänden mich alle gut, mich, das Paraded Pferd unseres kleinen, hinter dem Mond gelegenen Landkreises. Zu Großem war ich nicht auserkoren, das war mir klar, aber ich versuchte, Leute in den Schatten zu stellen, die dumm genug waren, nicht auf der Hut zu sein.

ten sogar genügend Spenden, um meine Unkosten für Unterrichtsmaterial und Verpflegung zu decken. Meine Mutter hatte mir unverblümt zu verstehen gegeben, dass sie weder das eine noch das andere aufbringen konnte.

Am ersten Schultag trug ich einen potthässlichen Pulli, mein einziges ordentliches Kleidungsstück, und meine Mutter brachte mich und die Tasche mit meinen Sachen, inklusive meiner Schuluniform – schwarzer Rock und weiße Bluse in dreifacher Ausführung – auf den Berg. Andere Eltern fuhren in BMWs vor und in so ausgefallenen Autos, dass ich noch nicht einmal die Marken kannte. »Herrgott, nun schau sich einer das hier an«, übertönte meine Mutter die Heavy Metall Musik im Auto. Nervös spielte sie mit ihrer Zigarette. Ich hatte sie gebeten, mit dem Anzünden zu warten, damit mein Haar nicht nach Rauch roch.

»Lillian, das klingt jetzt gemein, aber hier gehörst du nicht hin. Ich sag nicht, dass die was Bessres sind als du, aber das könnte die Hölle werden.«

»Es ist eine gute Chance«, hielt ich dagegen.

»Dein jetziges Leben ist beschissen, das weiß ich«, fuhr sie fort, geduldig wie selten, obwohl der Motor noch lief. »Dein Leben ist beschissen, und ich weiß, dass du was Bessres suchst. Aber wenn du aus Scheiße Gold machen willst, dann hast du dir was ziemlich Krasses vorgenommen. Ich hoffe, du schaffst das.«

Ich nahm ihr die Bemerkung nicht übel. Meine Mutter liebte mich, das wusste ich, wenn auch nicht auf eine Weise, die offensichtlich und für andere Menschen nachvollziehbar war. Sie wollte aber, dass es mir gut ging. Gleichzeitig mochte sie mich nicht, da machte ich mir nichts vor. Ich raubte ihr den letzten Nerv, war ihr ein Klotz am Bein. Für

mich kein Problem. Ich trug es ihr nicht nach. Oder vielleicht doch, denn ich war ein Teenager und fand sowieso alles Scheiße.

Sie drückte auf den Zigarettenanzünder, und während sie darauf wartete, dass er glühte, nahm sie mich in den Arm. »Du kannst jederzeit nach Hause zurückkommen, Süße«, sagte sie, und ich dachte, eher würde ich mich umbringen. Ich stieg aus dem Auto, und sie fuhr ab. Auf dem Weg zu meinem Zimmer fiel mir auf, dass ich für die anderen Mädchen Luft war. Mit Gemeinheit hatte das nichts zu tun. Ihre Augen waren von Geburt an darauf getrimmt worden, nur wichtige Menschen zu sehen. Und zu denen gehörte ich nicht.

In meinem Zimmer, dem Zimmer, das wir zusammen bewohnen sollten, traf ich Madison. Im Sommer hatte mich ein kurzer Brief informiert, dass meine Mitbewohnerin aus Atlanta, Georgia, käme und Madison Billings heißt. Das war alles, was ich wusste. Chet, ein Ex-Freund meiner Mutter, der immer dann aufkreuzte, wenn sie gerade nicht in festen Händen war, hatte den Brief gesehen. »Ich wette, das ist eine von den Kaufhaus-Billings. Die leben in Atlanta. Haben Geld wie Heu.«

»Wie willst du das denn wissen, Chet?«, fragte ich. Gegen Chet hatte ich nichts. Er war harmlos, etwas exzentrisch, was ich aber besser fand als das Gegenteil. Auf seinem Unterarm war Betty Boop eintätowiert. »Achte auf die kleinen Hinweise«, sagte er. Er fuhr einen Gabelstapler. »Information ist Macht.«

Madisons schulterlanges Haar war blond, und sie trug ein gelbes Sommerkleid, bedruckt mit Hunderten von orangefarbenen Goldfischchen. Selbst in Flipflops war sie groß wie ein Model, und ich wusste sofort, dass ihre Fußsohlen

superzart waren. Ihre Nase war perfekt, ihre Augen blau, und sie hatte gerade so viele Sommersprossen, dass es nett aussah und nicht, als hätte der liebe Gott sie in ihrem Gesicht explodieren lassen. Im Zimmer roch es nach Jasmin. Unsere Gebiete hatte sie schon abgesteckt und das Bett gewählt, das am weitesten von der Tür entfernt stand. Bei meinem Anblick lächelte sie mich an, als wären wir befreundet. »Bist du Lillian?« Ich konnte nur nicken. In meinem Scheißpulli fühlte ich mich wie eine Göre aus der Bozo Show.

»Ich bin Madison«, fuhr sie fort. »Nett, dich kennenzulernen.« Sie hielt mir die Hand hin. Ihre Nägel waren zartrosa lackiert und erinnerten mich an die Nase eines Häschens.

»Ich bin Lillian«, stellte ich mich vor, während ich ihr die Hand gab. Noch nie hatte ich jemanden in meinem Alter mit Handschlag begrüßt.

»Man hat mir gesagt, dass du Stipendiatin bist«, ließ sie mich dann wissen, es schwang aber kein Vorurteil in ihrer Stimme mit. Sie schien nur klarstellen zu wollen, dass sie es wusste.

Errötend fragte ich, warum man ihr das mitgeteilt hatte.

»Ich weiß nicht. Man hat es mir halt gesagt. Vielleicht, damit ich höflich zu dir bin.«

»Alles gut.« Schon jetzt fühlte ich, dass Madison so gut wie unerreichbar war und auch die Schule wenig daran ändern würde.

»Für mich spielt es keine Rolle«, ergänzte sie. »Es ist mir sogar lieber. Reiche Mädchen sind das Letzte.«

»Bist du denn keins?«, fragte ich hoffnungsvoll.

»Doch, aber ich bin anders. Ich glaube, deshalb haben sie uns zusammen in ein Zimmer getan.«

»Ach so. Gut.« Ich schwitzte entsetzlich.

»Und du? Warum bist du hier? Warum wolltest du auf diese Schule gehen?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht. Iron Mountain ist doch eine gute Schule, oder nicht?«

Noch nie war mir jemand mit Madisons direkter Art begegnet. Was sie von sich gab, war so unsäglich, dass sie eigentlich nicht ungeschoren hätte davonkommen dürfen. Aber sie kam irgendwie damit durch, weil ihre Augen so blau waren und sie nicht zu scherzen schien.

»Ja, vermutlich. Aber was versprichst du dir von dieser Schule?«

»Kann ich mal meine Tasche abstellen?«

In meinem Gesicht bildeten sich Schweißperlen und begannen mir den Nacken hinunterzurollen. Vorsichtig nahm Madison meine Tasche und stellte sie auf den Fußboden. Dann zeigte sie auf mein noch nicht bezogenes Bett, und ich setzte mich hin. Sie nahm neben mir Platz, näher als mir lieb war.

»Was willst du mal werden?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht. Himmel! Wie soll ich das wissen?«, entgegnete ich. Gleich wird sie mich küssen, dachte ich.

»Meine Eltern erwarten Toppnoten von mir. Ich soll an der Vanderbilt Universität studieren, den Präsidenten einer Uni heiraten und wunderschöne Babys zur Welt bringen. Daran hat mein Dad keinen Zweifel gelassen. *Es ist uns ein Herzensanliegen, dass du den Präsidenten einer Uni heiratest.* Kommt natürlich nicht infrage.«

»Warum nicht?« Wenn der Präsident sexy wäre, würde ich mit beiden Händen nach dem Leben greifen, das sich Madisons Eltern für ihre Tochter ausmalten.

»Ich möchte Macht haben. Ich will Großes bewegen. Alle sollen mir so verpflichtet sein, dass sie ihre Schuld niemals

abtragen können. Ich will ein so wichtiges Tier werden, dass ich nie bestraft werde, selbst wenn ich Gott weiß was anstelle.«

Bei diesen Worten sah sie geistig gestört aus. Ich hätte am liebsten mit ihr rumgemacht. Sie warf ihr Haar auf eine Weise zurück, dass es nur instinktiv sein konnte. Evolution, dachte ich.

»Dir kann ich das gestehen, glaube ich.«

»Warum das?«

»Du hast keinen Cent, oder? Trotzdem bist du hier. Dir geht es auch um Macht.«

»Ich will nur zur Schule gehen, um aus meinem Elend rauszukommen«, erwiderte ich, hatte aber das Gefühl, dass sie nicht ganz danebenlag. Irgendwann würde ich haben wollen, was sie aufgezählt hatte. Macht könnte mich auch locken.

»Ich glaube, wir werden Freundinnen sein«, sagte sie, »wenigstens hoffe ich es.«

»Mein Gott«, stieß ich hervor. Mit Mühe gelang es mir, nicht in Krämpfe zu verfallen. »Das hoffe ich auch.«

Wir wurden tatsächlich Freundinnen. So könnte man, glaube ich, unser damaliges Verhältnis bezeichnen. Sie musste ihre sonderbare Art unter Kontrolle halten, weil es bei den Menschen Angst auslöst, wenn eine schöne Frau aus der Rolle fällt, sich hässlich macht. Auch ich musste meine Eigenarten in Schach halten, weil man mich als finanziell unterstützte Schülerin sowieso im Verdacht hatte, irgendwie abartig zu sein. Einige Tage später kam die andere Stipendiatin, die aus der Nachbarstadt stammte, zu mir und bat mich: »Bitte sprich nicht mit mir, solange wir hier zur Schule gehen.« Sie wollte mich nicht kränken, und ich stimmte gleich zu. Es war besser so.



Weil wir uns in der Öffentlichkeit unbedingt zusammennehmen mussten, war es herrlich, wenn wir in unserem gemeinsamen Reich Bilder von Bo und Luke Duke ausschneiden konnten, um damit über unsere Körper zu reiben. Es war auch herrlich, wenn Madison laut davon träumte, sie würde Juristin werden und den schlimmsten Übeltäter der Welt auf den elektrischen Stuhl bringen. Ich wollte als Erwachsene jeden Morgen einen Riegel Milky Way zum Frühstück essen. Sie fand das besser, als Präsidentin der Vereinigten Staaten zu werden, worauf sie irgendwie aus war.

Wir spielten auch im Basketballteam mit, die ersten Schulanfänger seit vielen Jahren. Die Schulmannschaft war durchaus ernst zu nehmen, sie hatte gegen mehrere Landestteams gewonnen. Basketball und Mountainbike gehörten in Iron Mountain unbedingt dazu. Ich hatte den Verdacht, dass sich eine Teilnahme an diesen Sportarten für die Mädchen vorteilhaft bei der Bewerbung um einen Studienplatz auswirkte. Es gab aber auch Schülerinnen wie mich, denen es einfach Spaß machte, ihre Power über Schwächere auszuleben. Ich war Point Guard, und Madison, die so verdammt lang war, Power Forward. Wir verbrachten viel Zeit in der Halle, übten ganz für uns allein Sprints übers ganze Spielfeld und Würfe mit der schwächeren Hand. Ich war schon immer eine gute Spielerin gewesen, aber mit Madison im Team steigerte ich mich noch. Ich lernte das ganze Spielfeld zu erfassen, ohne dass ich dazu meine Augen brauchte. Madison war so schön, ich fand sie, ohne hinsehen zu müssen. Wir waren Magic und Kareem. Unseren Trainer flehten wir an, schwarze Basketballstiefel tragen zu dürfen, aber er lehnte es ab.

Playground-Legenden. Passt lieber auf, dass ihr kein Foul macht oder den Ball verliert.«

Manchmal setzte sich Madison ab, aber das nahm ich nicht persönlich. Wäre ich ein anderer Mensch gewesen – ich spreche nicht von Geld –, hätte ich zu ihrer Clique gehören können, aber ich war nicht interessiert. Sie und die anderen Schönheiten saßen beim Lunch zusammen. Manchmal verließen sie heimlich das Schulgelände, um sich in einer Bar beim College für Experimentelle Kunst von Jungs anbaggern zu lassen. Gelegentlich kauften sie Kokain von einer zwielichtigen Gestalt namens Panda. Es kam vor, dass Madison erst gegen drei Uhr morgens in unserem Zimmer aufkreuzte. Irgendwie schaffte sie es immer wieder, an der Schlafsaalaufsicht vorbeizukommen. Dann setzte sie sich auf den Fußboden und leerte eine riesige Flasche Wasser. »Mein Gott, wie sehr ich mich dafür verachte, so wenig originell zu sein.«

»Es sieht so aus, als würde es Spaß machen«, log ich.

»Manchmal ja«, sagte sie, die Pupillen bis zum Anschlag geweitet. »Aber das geht sowieso alles vorbei.«

Der Unterricht war komplizierter als im Tal, der Stoff jedoch nicht sonderlich schwierig. Ich bekam glatte Einsen. Madison auch. Bei einem Lyrikwettbewerb schaffte ich es mit einem Gedicht über das Heranwachsen in Armut auf den ersten Platz. Madison hatte mir geraten, über das Thema zu schreiben, nachdem ich ihr mein erstes Gedicht über eine doofe Tulpe gezeigt hatte.

»Setze sie zum richtigen Zeitpunkt gezielt ein«, hatte sie gesagt, womit sie, glaube ich, meine schreckliche Kindheit meinte. »Dann kannst du eine Menge herausschlagen.« Ich glaube, ich habe sie verstanden. Ich meine, immerhin befand ich mich in Iron Mountain, und es ging mir prima.

Madison schlief manchmal in meinem Bett, wir hielten uns eng umschlungen. Mein Leben hatte seine guten Seiten, und ich bekannte mich ziemlich mühelos zu meiner Herkunft, war ich doch inzwischen genau dort angekommen, wo ich eigentlich hingehörte.

Und dann ärgerte sich eine von Madisons schönen Freundinnen – wenn man gemein sein will, die am wenigsten hübsche – über einen Witz, den Madison in einem unbesonnenen Moment über sie riss. Das Mädchen verpetzte Madison, und so wurde das Kokain in der Schublade ihres Schreibtischs gefunden. Madison blieb jedoch optimistisch. Iron Mountain ist eine Schule für Leute mit Geld und hängt von ihnen ab, meinte sie eines Abends bei mir im Bett, als wir ihre Lage erörterten. Deshalb wird man ein Auge zudrücken. Ich hingegen sah die Sache so, dass eine Schule wie Iron Mountain manchmal auch bei einer wohlhabenden Schülerin hart durchgriff, um das Vertrauen anderer reicher Eltern zu gewinnen.

Das Schuljahr neigte sich seinem Ende zu. Bis zu den jährlichen Abschlussprüfungen waren es nur noch wenige Wochen. Die Schulleitung, nicht mehr der Brite, sondern eine Ms Lipton, die aus den Südstaaten kam, einen rötlich-braunen Hosenanzug trug und weißes Haar hatte, das ihr wie eine Eierschale um den Kopf lag, bestellte Madison mit ihren Eltern zu sich ins Büro – schriftlich, auf dem offiziellen Briefbogen der Schule. Die unverheiratete Ms Lipton sprach ihre Schülerinnen übrigens mit »Tochter« an.

Madisons Vater traf am Abend vor dem Gespräch ein. Ihre Mutter käme nicht mit, hatte er zu Madison am Telefon gesagt, sie wäre »zutiefst enttäuscht« von ihrer Tochter. Es berührte mich seltsam, dass er Madison und mich zum

Essen einladen wollte. Er holte uns in einem fabrikneuen Jaguar ab und war älter, als ich erwartet hatte. Wenn er mich ansah und mir dabei zuzwinkerte, erinnerte er mich an Andy Griffith. Mit einem »Hallo, Mädchen!« öffnete er die Autotür. Er ließ die leise vor sich hin brummende Madison schnell einsteigen, auf mich wartete eine Begrüßung mit Handkuss.

»Madison hat mir viel von Ihnen erzählt, Miss Lillian.«

»So«, sagte ich. Erwachsenen gegenüber fehlte es mir immer noch an Selbstbewusstsein. Ich dachte, dass er womöglich mit mir ins Bett wollte.

Wir fuhren zu einem Steakhaus, wo er einen Vierertisch reserviert hatte, wie er unterwegs ankündigte. Und da sah ich auch schon meine Mutter. Für ihre Verhältnisse hatte sie sich in Schale geworfen, aber für das Steakhaus reichte es nicht wirklich.

»Einen Drink, Ma'am?«

Sie verlangte einen Gin Tonic. Er trank einen Bourbon pur. Als wären wir im Handumdrehen eine neue Familie geworden. Ich sah ständig zu Madison hinüber, suchte nach einem Hinweis darauf, ob sie so angepisst war wie ich, aber sie wich meinem Blick aus und studierte die Speisekarte von oben nach unten und wieder zurück.

»Ich freue mich, dass Sie Madison und mir heute Abend Gesellschaft leisten«, kam es von Mr. Billings, nachdem er das Essen für uns bestellt hatte. Meine Mutter hatte ein Filet für fünfundzwanzig Dollar gewählt, ich Bandnudeln, das billigste Gericht auf der Karte. Sosehr ich mir das Gehirn zermartete, ich habe keine Ahnung mehr, was Madison und ihr Vater aßen.

»Danke für die Einladung«, sagte meine Mutter. Sie hatte es schwer im Leben, und sie rauchte zu viel, aber in der

Highschool war sie Cheerleader und Schönheitskönigin gewesen. Sie sah immer noch nicht schlecht aus, das musste ich ihr lassen, nur leider hatte sie ihr gutes Aussehen nicht an mich weitergegeben. Ich konnte mir mühelos vorstellen, dass sie Mr. Billings für eine Nacht ins Bett kriegen konnte.

»Bedauerlicherweise ist der Grund für unser Treffen weniger erfreulich«, fuhr er fort und ließ seine Augen auf Madison ruhen, die nun das Tischtuch fixierte. »Madison sitzt in der Klemme. Sie ist ein Dickschädel. Ich habe fünf Kinder. Madison, die Jüngste, macht mir mehr Sorgen als die vier anderen zusammen.«

»Vier Jungen!«, brauste Madison auf.

»Madison hat einen Fehler gemacht, und dafür wird sie bestraft werden. Zumindest glaube ich, dass es morgen Vormittag um ihre Strafe gehen wird. Deshalb wollte ich hier mit Ihnen und Lillian reden.«

»Paps«, setzte Madison an, erstarrte aber unter seinem strengen Blick.

»Hat Lillian etwas angestellt?«, fragte meine Mutter. Sie war bereits beim zweiten Gin.

»Nein, Verehrteste«, fuhr Mr. Billings fort. »Lillian hat sich vorbildlich benommen, seit sie in Iron Mountain ist. Sie sind sicherlich mächtig stolz auf sie.«

»Bin ich«, sagte meine Mutter, aber es klang eher wie eine Frage.

»Die Dinge liegen folgendermaßen. Ich bin Geschäftsmann und gewöhnt, eine Situation aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten. Ich erfasse alle Möglichkeiten. Meine Frau hat sich geweigert mitzukommen. Sie meint, Madison muss ihre Strafe auf sich nehmen und danach das Beste aus ihrem Leben machen. Aber meine geliebte Frau hat die Fol-

gen eines Schulverweises nicht bis in die letzte Konsequenz durchdacht. Die Auswirkungen auf Madisons Zukunft sind vielfältiger, als ich aufzählen kann.«

»Nun ja, Kinder machen halt Fehler«, ließ sich meine Mutter vernehmen. »Es ist ihre Art zu lernen.«

Mr. Billings Lächeln verrutschte für den Bruchteil einer Sekunde. Dann fasste er sich. »Ganz richtig. Sie lernen. Ihnen unterläuft ein Fehler, und dann lernen sie, ihn nie wieder zu begehen. Aber in Madisons Fall wird es keine Rolle spielen, dass sie ihn nie wieder machen wird. Ihr Schicksal ist bereits jetzt für alle Zeiten besiegelt. Und deshalb wollte ich Ihnen ein Angebot unterbreiten.«

Da wusste ich es! Genau in jenem Moment ging mir ein verdammtes Licht auf. Ich ärgerte mich schwarz, dass ich den Braten nicht schon ein paar Stunden früher gerochen hatte. Ich sah Madison an, und natürlich mied sie meinen Blick. Ich packte sie unter dem Tisch am Arm und umklammerte ihn, als wolle ich ihn abquetschen, aber sie zuckte noch nicht einmal.

»Was für ein Angebot?«, wollte meine Mutter wissen, angetrunken, aber hellhörig geworden.

»Ich bin davon überzeugt, dass die Direktorin den Fall nachsichtiger beurteilen würde, wenn es sich nicht gerade um Madison handelte. Ihre Tochter ist ein rechtschaffenes Mädchen und hat es weit gebracht, obwohl sie keinen guten Start im Leben hatte. Ich schätze, sie würde nur pro forma bestraft werden, maximal, sagen wir, mit einem Schulverweis von einem Semester.«

»Warum das?«, wollte meine Mutter wissen, und ich hätte sie am liebsten ins Gesicht getreten. Wenn sie nur nüchtern gewesen wäre. Andererseits, es war sowieso alles egal.

»Es ist kompliziert, meine Gnädige. Ich bin jedoch überzeugt, wenn Sie beide morgen in das Büro dieser Frau gehen würden und Lillian gestehen würde, dass die Drogen in Wirklichkeit ihr gehören, würde sie nicht groß zur Rechenschaft gezogen.«

»Davon kann man nicht unbedingt ausgehen«, erwiderte meine Mutter. Vielleicht war sie doch nicht so betrunken, wie ich befürchtet hatte.

»Zugegeben, ein Restrisiko bleibt, das räume ich gerne ein, deshalb bin ich bereit, Sie für Ihre Mühe zu entschädigen. Dieser Scheck über zehntausend Dollar ist auf Sie ausgestellt, Ms Breaker. Der Betrag dürfte für Miss Lillians weitere Ausbildung nützlich sein und auch einen Teil Ihrer eigenen Unkosten decken.«

»Zehntausend Dollar?«, wiederholte meine Mutter.

»Richtig«.

»Mutter!«, beehrte ich im selben Moment auf, wie Madison »Paps!« sagte. Beide fuhren uns jedoch über den Mund. In diesem Augenblick sah Madison mich an. Selbst in dem gedämpften Licht des beschissenen Restaurants waren ihre Augen tiefblau. Es war ein seltsames Gefühl, jemanden zu hassen und gleichzeitig zu lieben. Ob dieser Zustand für Erwachsene normal war?

Mr. Billings und meine Mutter setzten ihre Unterhaltung fort. Das Essen wurde gebracht. Madison und ich rührten unsere Teller nicht an. Ich hatte meine Ohren auf Durchzug gestellt. Madison griff unter dem Tisch nach meiner Hand und hielt sie fest, bis ihr Vater die Rechnung bezahlt hatte. Er geleitete uns aus dem Restaurant. Sein Scheck steckte in der Handtasche meiner Mutter.

An der Tür des Gebäudes, in dem wir untergebracht waren, lieferte er uns ab, und wir meldeten uns bei der Auf-

